

Der Faschismus – eine Herrschaftserfahrung

Beitrag zur Matinee anlässlich des Carl von Ossietzky-Geburtstages am 3. Oktober 2008

Kurt Pätzold

Was Faschismus war, woher er kam, wer von ihm profitierte, wo er existierte - das ist die unvollständige Reihe von Fragen, die bis heute gestellt werden und vor allem eins bezeugen: Die Geschichte des Faschismus im 20. Jahrhundert und insbesondere die des deutschen gehört zu jenen historischen Ereignissen und Entwicklungen, von denen in einem Bilde, das von Barbara Tuchman stammt, gesagt werden kann, dass sie noch qualmen. Der Gegenstand berührt bis heute gegeneinander stehende Interessen, deren Durchsetzung auch auf geistigen Schlachtfeldern ausgetragen wird.

Unbestritten ist, dass der Begriff Faschismus für eine Ideologie steht – die populäre und zugkräftige Losung, er sei keine Meinung, sondern ein Verbrechen ist einfach falsch -, für eine politische Partei (in Deutschland vor allem aber nicht nur für die NSDAP) und für einen Staat (in Deutschland für die Diktatur der Jahre 1933 bis 1945). Wer von Faschismus redet, muss folglich sagen, was er meint. Das dies – Ideologie, Partei, Staat - zu trennen ist, und nicht nur begrifflich, erweist die Geschichte: Der faschistische deutsche Staat wurde 1945 militärisch zerschlagen und in allen seinen Teilen liquidiert, die faschistische Partei wurde verboten und vermochte, bankrott wie sie war, nicht einmal illegal weiter zu existieren, die Ideologie des Faschismus hingegen lebte, wenn auch vernutzt, doch in vielen ihrer Elemente fort. Es bedurfte großer und langwieriger Anstrengungen, zu einer Generation zu gelangen, die - jedenfalls was ihre übergroße Mehrheit betrifft - nach Denken und Mentalität von diesen Elementen frei ist.

Hier wird vom Faschismus des 20. Jahrhunderts, namentlich dem deutschen, nur unter einem Aspekt die Rede sein, der sich mit der Bezeichnung *Faschismus als Herrschaftserfahrung* fassen lässt und dies wiederum mit dem Blick auf jene, die herrschten, also unter Vernachlässigung derer, die beherrscht wurden. Die im „Dritten Reich“ Herrschaft ausübten, werden in Geschichtsschreibung und Publizistik der Bundesrepublik vorzugsweise als „die Eliten“ bezeichnet. Unerwähnt bleibt meist, dass jene die diese Kennzeichnung verdienten, außer Landes getrieben waren, jene, von denen im Wortsinn als von der „Auslese der Besten“ gesprochen werden konnte, also von Albert Einstein, den Gebrüdern Thomas und Heinrich Mann, von Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky und vielen anderen. Indessen wird der Begriff Elite hierzulande immer häufiger wertfrei gebraucht und zwar bis in die Bereiche der Wissenschaft mit dem Bedeutungsgehalt „Könner“ oder „Macher“. So lässt sich dann

auch von den Mitführern Hitlers, Politikern, Wirtschaftsführer (Kapitaleigner wie Manager), Militärführern als von einer - der „braunen“ - Elite sprechen und schreiben. Denn Macher, das waren sie schon, ältere Herrschaftserfahrungen benutzend und neue gewinnend, als sie die Mobilisierung und Formierung von Massen zu ihrer verlässlichen Gefolgschaft mit erstaunlichem Erfolg betrieben.

Heute wird auf die verschiedenste Weise, absichtsvoll oder nicht, der Eindruck erweckt, als sei diese Erfahrungsmasse vollkommen entwertet und befände sich irgendwo auf einem Abfallhaufen der Geschichte. Diesen Eindruck erwecken immer wieder präsentierte Bilder von Gestapo-Folterstätten, KZ-Lagern, getöteten und umgebrachten Menschen und auch jene anderen von uniformierten Massen, Riesenkundgebungen, Fahnenwäldern, nicht endenden Paraden. Sie alle scheinen eine Welt vorzuführen, die nicht weniger weit hinter uns liegt als die Seeschlacht bei Salamis. Es sind diese Bilder, die zu rechtfertigen scheinen, dass schon jede Bezugnahme von der Bundesrepublik zurück in die Jahre der faschistischen Diktatur, jeglicher Vergleich zwischen dieser und jener als ungerechtfertigt, übel und als Verletzung eines Tabus.

Das kann nur akzeptieren, wer Herrschaftspraktiken, die ausnahmslos aus einer Kombination von Instrumenten und Mitteln bestehen, fest und unauflösbar an nur *eine* spezifische gesellschaftliche und politische Struktur gebunden sieht. Dagegen aber spricht eine Jahrtausende alte Geschichte, in der sich im Hinblick auf dieses Instrumentarium Kontinuität und Bruch verfolgen lässt. Davon wissen nicht nur Experten der Geschichtswissenschaft. „Brot und Spiele“ ist eine Wortwendung in vieler Munde, ohne dass damit immer die Kenntnis verbunden wäre, dass der römische Satiriker Juvenal mit „Panem et circensis“ Praktiken bezeichnete, die zu seinen Lebzeiten, im 1. und 2. Jahrhundert, angewendet wurden, um entwurzelte Menschengruppen ruhig zu halten. Dieser Zweierkombination haben sich seitdem die verschiedensten Machthaber bedient. Das taten auch die Faschisten. Sie vermochten es, Millionen unter ihren Zeichen und Fahnen zu sammeln und zu halten, indem sie – „Brot“ – die Arbeitslosigkeit beseitigten und - „Spiele“ – mit Festen und Feierlichkeiten, von denen die Olympiaden nur die am stärksten in der Erinnerung haftenden waren, die Alltage beständig ablenkend unterbrachen. Kurzum: Hitler und seine Mitführer haben bewährte Praktiken ihrer Vorläufer gekannt und gegen alle Erklärungen, sie würden ein niedagewesenes Staatswesen errichten, Erbschaften angetreten, nicht anders als das vor ihnen geschehen war.

Haben sie, das ist unsere Frage, auch eigene hinterlassen oder vorgefundene so umgeprägt, dass, die dann auf sie folgten, auf dieses Erbe zurückgreifen konnten? Das geschah in einem Bereich, von dem gemeint wird, dass gerade er ganz spezifisch faschistisch sei, also mit Bezug auf die vor allem

mit dem Namen Goebbels verbundene Propaganda des Regimes. Der Reichspropagandaminister erscheint zumeist jedoch nicht als eine Figur in einer sehr langen Reihe von Demagogen und da als eine herausragende, sondern als einzigartige Erscheinung, die per se keinerlei Vergleich zulasse. Seine „Arbeit“ reduzierte sich indessen nicht auf geschickte, ja raffinierte Propagierung von Rassismus, Antisemitismus und Nationalchauvinismus, insbesondere in ihrer antitschechischen und antipolnischen Ausrichtung, also auf die Verbreitung von Denk- und Verhaltensweisen, die heute verpönt, teils auch unter Strafandrohung gestellt sind. Der Mann und die von ihm befehligten Zeitungen und Rundfunkstationen hatten es tagtäglich mit Fragen zu tun und Aufgaben zu lösen, die uns keineswegs fremd geworden sind.

1. Die Propagierung der Solidarität

Er fand seit 1933 um einen Begriff statt, den der Volksgemeinschaft, der Zusammenschluss und Abschottung nach außen ebenso bedeutete wie gegenseitige Hilfe der Volksgenossen, um es in den Parolen der Nazis zu sagen „Volkswohlfahrt“, „Winterhilfswerk“. Weniger bekannt ist die speziell an die Arbeiterklasse - in Hitlers Sprache an „den deutschen Arbeiter“ - gerichtete Solidaritätsforderung, die seit den frühesten Tagen des Regimes erhoben wurde und Lohnverzicht verlangte. Dies mit der Begründung, erst müsse jeder Deutsche Arbeit erhalten, dann, wenn das erreicht sei, würden auch die Löhne steigen können. Die Möglichkeit, dass sich dagegen Einspruch oder Protest erhob, war nach der Liquidierung der Gewerkschaften am 2. Mai 1933 beseitigt. Die Löhne waren und blieben gestoppt, was Kapitaleignern die Profite erhöhte und zugleich und - wichtiger noch - dem Regime und seinen Zielen diente. Zum einen stiegen damit die privaten Investitionen und zum anderen wurde, wenn die Massenkaufkraft reduziert blieb, die Devisensumme in Grenzen gehalten, die aufgewendet werden musste, um Lebensmittel zu importieren. Worauf es hier ankommt, das ist die Benutzung der verlogenen These, dass es zwischen der Lohnhöhe der Beschäftigten und der Zahl der Arbeitslosen ein umgekehrt proportionales Verhältnis gäbe, wer also auf Lohn verzichte, einen Beitrag leiste, einem Klassengenossen den Wiedereintritt in den Arbeitsprozess zu ermöglichen. Nicht anders argumentieren die Führer der so genannten Arbeitgeberverbände heute. Lohnerhöhungen, die nicht mehr bewirken als einen Inflationsausgleich, bedeuten jedenfalls für die davon Betroffenen de facto einen Reallohnstopp, dem, bis der Ausgleich erfolgt ist, eine Reallohnsenkung vorausgegangen ist.

2. Die Propagierung des Retters

Hitler war schon lange bevor er in die Wilhelmstraße einzog, den Massen seiner Anhänger als ein Retter, ein Erlöser präsentiert worden. Das geschah unter Rückgriff auf biblische Geschichten und

Bilder. Davon überzeugt am Schluss des ersten Buches von „Mein Kampf“ die frei erfundene Szene, da Hitler in München seinen Anhängern das „unabänderliche“ Parteiprogramm verkündet. Da der Verkünder - dort die hinausziehenden Jünger, die seine Wahrheit, seine Lehre, sein Heilsversprechen hinaus zu den zu Bekehrenden tragen. So ging es fort, beispielsweise am 10. November 1933. Zwei Tage vor der Volksabstimmung sprach Hitler in den Berliner Siemenswerken in der Turbinenhalle. Das war sein erster Auftritt in einem Betrieb überhaupt. Die Propaganda schrieb: „und in der zwölften Stunde kam Hitler zu den Arbeitern“. Sie nahm eine Anleihe bei jener Legende, die im Mathäus-Evangelium erzählt wird, wonach der Besitzer eines Weinbergs Arbeitern noch in der 11. Stunde, der vor Sonnenuntergang, Arbeit gibt und ihnen sogar wie den früher Angeworbenen einen ganzen Tageslohn zahlt.

Solche Auftritte werden heute in anderen Kulissen, vor einem anderen Publikum, Angehörigen einer anderen Generation – nicht nur in Deutschland – permanent inszeniert. Sie haben mit den deutschen und vordem den italienischen Faschisten nicht begonnen, aber sie sind von ihnen, die neuen Möglichkeiten der Technik nutzend, perfektioniert worden. Kundgebungen wie die auf den Parteitagen in Nürnberg, beim Reichserntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln, um die bekanntesten zu nennen, hatte es bis dahin nicht gegeben. Das waren gleichsam die „Erlebnismeißen“ der Nazijahre.

Daran wird erinnert, wer auf Fernsehschirmen in die Gesichter von Menschen blickt, die nach einer Kundgebung ihrer „Volkspartei“ überzeugt, begeistert, mitunter verzückt erklären, jetzt sei die Frau oder der Mann gefunden, der alles wenden werde. Der oder die Gefundene sei entschlossen, zielstrebig, glaubwürdig usw. ist da zu hören. Warum funktioniert dieses Erwecken von Hoffnungen, für die jene, die sie hegen, vernünftige Gründe nicht anzugeben vermögen? Zum einen, weil auf den verschiedensten Weisen und Wegen den Leuten das Selbstvertrauen, wenn sie es jemals hatten, demontiert und ihnen beigebracht worden ist, dass – früher hieß das „die großen Männer“, heute heißt es – die Macher die Sache in die Hand nehmen und meistern werden. Zum anderen, weil es bequem ist, Arbeit und Anstrengung zu delegieren, vulgo abzuschieben. Das „Uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun“ war und ist ungleich schwerer zu vermitteln.

3. Die Beteuerung eigener Friedwilligkeit

Hitler ist als der schärfste Kriegstreiber des vergangenen Jahrhunderts in die Geschichte eingegangen, mit seinem Namen vor allen anderen – und es waren derer viele - verbindet sich der Zweite Weltkrieg mit seinen Millionen toten Soldaten und Zivilisten. Dahinter ist weitgehend verblasst, dass er auch der unverfrorenste Friedensdemagoge war, auch auf diesem Felde Anleihen bei seinen

Vorgängern nehmend und Erbschaften antretend. „Der uns aufgezwungene Krieg“ – diese von Göring am 1. September 1939 benutzte Formel stammte vom kaiserlichen Reichskanzler, der sie am Anfang des ersten benutzte hatte. Und „Wir wollen den Frieden, weil wir ihn lieben“, das ist Hitler 1936 im Original. Er kenne als Frontsoldat die Leiden des Krieges, wie könne er dann auch nur einen Gedanken auf Krieg wenden. „Deutschland“ arbeitet“, lautete eine der Parolen und nur das wolle es weiter tun. Indessen: Jede dieser Beteuerungen erhielt jedoch Einschränkungen unbestimmter Art harmlose, wonach niemand den Deutschen an die Ehre gehen dürfe, denn ehrlos könnten sie nicht leben, oder drohende wie die These vom „Volk ohne Raum“. Diese Praxis der eingeschränkten Versprechen, die auf die Preisgabe des Versprochenen zielt und sie schon vorbereitet und auch dem Überführtwerden als Lügner vorbeugt, ist ein Bestandteil heutiger Politik auf den verschiedensten Feldern geworden.

4. Vom Nutzen des Feindbildes

Die deutschen Faschisten haben von ihren frühesten politischen Anfängen an Bilder von wirklichen oder behaupteten Feinden propagiert, damit Ängste ebenso wie ein Schutzbedürfnis erzeugt. Diese Feinde erhielten in der NS-Propaganda eine geheimnisumwitterte, zugleich nebulose Gestalt. Von ihnen ging keine geringere als eine tödliche Gefahr aus, der nur begegnet werden konnte, wenn sie vernichtet, ausgemerzt, ausgerottet wurden. In der Republikzeit waren das Marxisten, Juden und Pazifisten, häufig schon benannt als jüdische Bolschewisten oder „das bolschewistische Judentum“. Nur zeitweilig wurde diese einzige amalgamierte Feindfigur erweitert. Das geschah in den ersten Wochen und Monaten nach der Machtübernahme 1933. Da wurde das Bild benutzt, demzufolge sich die „Welt“ gegen das neue Deutschland stellte, was selbstredend wieder ein Werk der Juden war. Es war die „Welt“, wie es auch in der Verszeile eines Dichters hieß, die „uns nicht begreifen“ wolle, die deutsche Erhebung, den Aufbruch usw. Dann wurde diese Klage durch eine andere ersetzt. Die Welt und namentlich Europa habe dem neuen Deutschland dankbar zu sein dafür, dass es das Vordringen des „asiatischen Barbarentums“ nach Westen verhindert habe, eine Dankbarkeit, die dem Reich noch verweigert würde. Die Grundthese der Nazipropaganda in den Vorkriegsjahren lautete, in Deutschland würde alles zum besten stehen oder sich auf dem besten Wege befinden, wenn man es nur in Ruhe lasse und die Kreise seiner Machthaber und ihrer Millionengefolschaft nicht störe.

Das Feindbild wurde – mit Ausnahmen und Unterbrechungen - auf eines reduziert. Es zeigte „den Juden“, „das internationale Judentum“ usw. und zwar in zweierlei Gestalt: als Plutokrat und als Bolschewik. Das war der Hauptfeind und diese Methode der Propaganda wird uns in unseren Tagen

neu vertraut. Demnach gibt es im Innern wieder einen Hauptfeind, der einmal Extremist, dann auch Chaot und neuerdings mit Vorliebe Populist geheißen wird und der wiederum in zweierlei Gestalt existiert, diesmal als Linker und als Rechter, von denen – nicht anders als von Plutokrat und Bolschewik - behauptet wird, sie arbeiteten auf das gleiche Ziel hin. Und so und so schlicht auch das Bild des äußeren Feindes, des Terroristen, der sich tagtäglich im Wortsinn in Zeitungen und im Fernsehen bebildern lässt. Bindung und Disziplinierung durch Furcht, durch die Dramatisierung oder auch die Erfindung von Gefahren. Der Dauerappell zusammenzustehen im Kampf um den Platz an der Sonne. Doch die letzten Monate haben gezeigt, dass mit dem Aufkommen ökonomischer und politischer Krisen der Bedarf an Feindbildern steigt. Sie zu präsentieren, ist zweischneidig, zumal dann, wenn die Zahl der Feinde allzu sehr wächst oder sie übermächtig erscheinen. Doch sind die Rücksichten schon gefallen: Die Russen wollen uns den Öl- und Gashahn abdrehen, die mehr als eine Milliarde Chinesen bedrohen uns als Produzenten ebenso wie als Konsumenten und verpesten die Umwelt. Die „gelbe Gefahr“ und der „russische Bär“ sind auch älter als ihr Gebrauch im Nazireich. Sie werden wieder hervorgeholt, auf dass die Volksgemeinschaft in Verteidigungsstellungen einrückt. Jeder weiß und jüngst hat der einstige Bundeskanzler Schmidt dafür ein weiteres Zeugnis gegeben, dass geschichtliche Vergleiche benutzt werden können, Personen oder Parteien zu diffamieren, dass sie der Knüppel sein können, einen Konkurrenten oder Rivalen niederzuschlagen. Darum kann es nicht gehen, wenn der Nachweis erbracht wird, dass es auf dem Felde der Massenmanipulation, das ist – wenn auch nicht zur Gänze – ja eine vornehme Benennung für Massenbetrug, Erfahrungen gibt, die von den Machthabern verschiedenster Zeiten und Couleurs, die braunen eingeschlossen, eingesetzt worden sind. erinnert wird daran auch nicht zum Zwecke der Kennzeichnung, Bloßstellung oder Entlarvung der Machthaber, sondern mit dem Blick auf ihre heutige Gefolgschaft, die sich die Frage vorlegen mag und soll, die einst Tucholsky einer nicht mehr lebenden Generation stellte: Merkt ihr nicht?